

reiche, beneidenswerthe Frau, denn sie hat Kinder, welche sie lieben, die Königin von Frankreich darf nicht verzagt und muthlos in die Zukunft schauen, denn die Zukunft gehört ihrem Sohne! Der Thron, welcher jetzt so schwankend und unsicher ist, ihm soll er dereinst gehören, dem Liebling ihres Herzens, und darum muß seine Mutter mit all' ihrer Kraft, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln kämpfen für den Thron, für den Dauphin von Frankreich, damit ihm das Erbe seiner Väter erhalten bleibe, damit sein Thron der Zukunft nicht hinabstürze in den Abgrund, welchen die Revolution aufgethan hat.

Nein, der Dauphin Louis Carl soll nicht dereinst seiner Eltern mit vorwurfsvollem Herzen gedenken, er soll nicht klagen dürfen, daß sie durch ihre Muth- und Energielosigkeit ihm das geheiligte Erbe seiner Väter gefährdet oder gar haben verloren gehen lassen.

Nein, die Königin Marie Antoinette darf nicht verzagen, nicht muthlos werden, selbst dann nicht, wenn ihr Gemahl, der König von Frankreich, verzagt, wenn er bereit ist, sein geheiligtes Haupt demüthig zu beugen unter das Joch der Revolution, welches die Helden und Redner der Erwählten der Nation im Namen Frankreichs ihm auf die Stirne drücken wollen!

Doppelt dann tritt die Pflicht an sie heran, thätig zu sein, zu handeln, zu wirken, muthig das Haupt aufrecht zu halten, das spärende Auge nach allen Seiten hin zu richten und zu schauen, ob nicht irgendwo eine Hülfe, eine Rettung sich zeige!

Nicht von Außen darf sie kommen, nicht von den fremden Monarchen, nicht von den geslüchteten Prinzen! Die heranmarschirenden fremden Armeen würden den König, welcher sie herbeigerufen, seinem Volke gegenüber, zu einem Verräther stempeln, und während sie die Grenzen Frankreichs überschritten, würde die Wuth des Volkes das Königspaar vernichtet haben, welches zu retten die Fremden heranzuschickten.

Nur von denen, welche die Gefahr heraufbeschworen, konnte auch die Hülfe kommen! Die Häupter der Revolution, welche ihre drohende Stimme gegen das Königspaar erhoben, die mußte man gewinnen, daß sie für dasselbe sprächen!

Und wer war mächtiger, war angesehenener von all' diesen Häuptern der Revolution, von allen Rednern der National-Versammlung, als der Graf Mirabeau!

Wenn er die Rednerbühne der National-Versammlung bestieg, so verstummte Alles, so lauschten selbst seine Gegner mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit auf seine Worte, welche durch ganz Frankreich ein hallendes Echo fanden; wenn er sprach, wenn von seinen Lippen der Donner seiner Reden wie ein Gewitter des empörten Genius der Freiheit erschallte, so flammten dazu die Blitze in seinen Augen, und sein Haupt war anzuschauen wie das Haupt eines Löwen, der mit dem Schütteln seiner Mähnen und der Gewalt seines Hornes Alles niedererschmettert, das sich ihm in den Weg zu stellen

wagt. Und das französische Volk liebt diesen Löwen, es lauscht in andächtigen Schweigen auf das Donnern seiner Rede, und der Thron erzitterte vor derselben! Und das sanguinische Volk jauchzte dem Löwen entgegen, so oft es ihn anschaute, es vergötterte den Grafen Mirabeau, der mit seiner machtvollen, von Spitzen-Manschetten umrahmten Hand seiner eigenen Raste die Worte ins Aullich geschlagen: „Sie haben nichts weiter gethan, als sich die Mühe gegeben, geboren zu werden!“

Das Volk liebt diesen Aristokraten, der von seiner Familie, seinen Standesgenossen verabscheut wird, diesen Grafen, den der Adel haßte, weil der dritte Stand ihn liebte!

17.

Mirabeau.

„Man muß den Grafen Mirabeau gewinnen,“ wagte eines Tages der Graf de la Marck zu Marie Antoinette zu sagen: der Graf Mirabeau ist jetzt der mächtigste Mann in Frankreich, und er allein ist im Stande, die Nation wieder zu dem Throne zurückzuführen.“

„Er ist es, welcher die Hauptschuld daran trägt, daß die Nation sich von dem Throne entfernt hat,“ rief die Königin erglühend. „Niemand wird man dem abtrünnigen Grafen verzeihen! Niemand kann sich der König so weit herablassen, diesem Renegaten zu vergeben, der sich freventlich zu der neuen Religion der Freiheit bekennt, und den Glauben seiner Väter verleugnet.“

„Majestät,“ seufzte der Graf de la Marck traurig, „Majestät, in der Hand dieses Renegaten ruht vielleicht die Zukunft Ihres Sohnes!“

Die Königin erbehte und der stolze Ausdruck ihrer Züge säufzte sich.

„Die Zukunft meines Sohnes,“ murmelte sie. „Was wollen Sie damit sagen? Was hat der Graf Mirabeau mit dem Dauphin zu schaffen? Uns nur verfolgt sein Horn, und nur verfolgt sein Haß! Ich gebe es zu, daß er in der Gegenwart mächtig ist, aber über die Zukunft hat er doch keine Macht; ich hoffe vielmehr, daß die Zukunft uns an ihm rächen wird für das, was Mirabeau in der Gegenwart Böses thut.“

„Was hilft es aber, Madame, wenn die Rache zuletzt ihn ereilt,“ fragte der Graf de la Marck traurig. „Der Tempel, welcher Simson erschlug, baute sich nicht dadurch wieder auf, daß Simson selber von seinen Trümmern begraben ward, er blieb doch Staub und Schutt, und seine Herrlichkeit war vernichtet. Oh, ich beschwöre Ew. Majestät, hören Sie nicht auf die Stimme Ihres gerechten Hornes, sondern nur auf die

Stimme der Klugheit. Ueberwinden Sie Ihr edles, königliches Herz; suchen Ew. Majestät zu versöhnen, statt zu strafen!“

„Was verlangen Sie von mir?“ fragte Marie Antoinette staunend. „Was soll ich thun?“

„Ew. Majestät soll den Löwen bändigen,“ flüsterte der Graf. „Ew. Majestät sollen die Gnade haben, den Feind Mirabeau in den ergebenen, hilfreichen Freund Mirabeau zu verwandeln!“

„Unmöglich, es ist unmöglich!“ rief die Königin entsetzt. „Ich kann mich nicht so herabwürdigen, ich kann dieses Ungeheuer, welches die Schuld trägt an den Greueln der Othobertage, niemals freundlich ansehen. Ich kann von diesem Manne, der seinen Ruhm aus seinen Verbrechen geschöpft hat, von diesem Manne, der ein treulofer Sohn, ein treulofer Vatte, ein treulofer Liebhaber, ein treulofer Aristokrat und ein treulofer Royalist ist, ich kann niemals mit andern Worten, als mit Worten des Abscheues, der Verachtung, des Entsetzens von ihm sprechen! Nein, lieber sterben, als von Mirabeau Hülfe annehmen! Wissen Sie es nicht, Graf, daß er mich, seine Königin, mit seiner Feindschaft, seiner Geringschätzung beehrt? Ist es nicht Mirabeau gewesen, der in den Generalstaaten es durchzusetzen wußte, daß man nur sagte: „Die Person des Königs ist unverleßlich!“ und nicht hinzufügte: „und die der Königin?“ Ist es nicht Mirabeau da gewesen, der einst, als meine Freunde ihn zur Mäßigung ermahnten, da sie ihn baten, seine Worte über die Königin von Frankreich zu mildern, aus Gnaden einwilligte und achselzuckend sagte: „Nun, so mag sie denn leben!“ Ist es nicht Mirabeau, welcher die Othobertage verschuldet hat, nicht Mirabeau, welcher öffentlich gesagt hat: „Der König und die Königin sind verloren, das Volk haßt sie so sehr, daß es noch ihre Leichname schlagen wird?“

„Ew. Majestät, das hat Mirabeau gesagt, aber nicht als eine Drohung, sondern mit Bedauern, mit tiefer Angst und sorgendem Mitgefühl!“

„Mitgefühl!“ wiederholte die Königin. „Mirabeau der uns haßt!“

„Nein, Majestät, Mirabeau der seine Königin verehrt, der bereit ist, sein Leben für sie und für die Monarchie einzusetzen, wenn Ew. Majestät ihm vergeben, wenn Sie ihn annehmen wollen zu dem Vertheidiger des Thrones!“

Die Königin erbehte und blickte staunend, erschreckt in das erregte Angesicht des Grafen de la Marck. „Sie sprechen doch von Mirabeau, dem Volkstribun,“ fragte sie, „von Mirabeau, dem begeisterten Redner der Nationalversammlung?“

„Ich spreche von dem Grafen Mirabeau, welcher gestern noch der Feind des Thrones war, und heute

Der Königin eigene Worte. Siehe: Goncourt: Marie Antoinette, 205.

sein eifriger Vertheidiger sein wird, wenn Ew. Majestät es nur wollen, wenn Ew. Majestät nur ein gnädiges Wort an ihn richten.“

„Es ist unmöglich, unmöglich!“ murmelte die Königin.

Herr von La Marck fuhr fort: „Es ist, seit er Ew. Majestät öfter gesehen, seit er Gelegenheit gehabt, Ihren stolzen Muth, Ihre erhabene Resignation zu bewundern, in dem Innern Mirabeau's eine Veränderung vorgegangen. Er ist gehändigt, wie der Löwe gehändigt ist, wenn das leuchtende Auge eines Reinen dem seinen begegnet. Er möchte wieder gut machen, er möchte versöhnen! Er schreibt, er spricht von seiner erhabenen Königin mit Bewunderung, mit Enthusiasmus, er glüht vor Sehnsucht und Verlangen, zu den Füßen Ew. Majestät seine Sünden abzuschwören und Ihre Vergebung zu erhalten.“

„Weiß der König davon?“ fragte Marie Antoinette. „Hat man es Ew. Majestät gesagt?“

„Ich würde es mir nicht erlaubt haben, mit Ew. Majestät von diesen Dingen zu sprechen, wenn der König mich nicht dazu autorisirt hätte,“ erwiderte der Graf de la Marck, sich verneigend. „Se. Majestät erkennt es als eine Pflicht der Nothwendigkeit, Mirabeau für den Thron zu gewinnen, und er hofft dabei auf die Mitwirkung seiner erhabenen Gemahlin.“

Marie Antoinette schüttelte traurig ihr Haupt. „Ich werde mit Ew. Majestät darüber reden,“ seufzte sie, „aber nur der äußersten Nothwendigkeit werde ich mich fügen, das sage ich Ihnen im Voraus!“

Aber die äußerste Nothwendigkeit war da, und als Marie Antoinette das erkannt hatte, hielt sie Wort und fügte sich ihr, und beauftragte den Grafen de la Marck, seinem Freunde Mirabeau zu sagen, daß sie ihm eine Audienz ertheilen wolle.

Doch damit diese Audienz nutzbringend sein konnte, mußte sie vor allen Dingen von einem tiefen Geheimniß umgeben sein. Niemand durfte ahnen, daß Mirabeau der Volkstribun, der angebetete Held der Revolution, Mirabeau welcher die National-Versammlung, welcher Paris beherrschte, an den die Freiesten der Freien als an ihren Apostel und Erlöser glaubten, der mit der Kraft seiner Beredsamkeit die Gemüther von hundert und aberhunderttausend Menschen regierte, Niemand durfte ahnen, daß der Kenker der Revolution jetzt der ergebene Anhänger der Monarchie, der bezahlte Diener seines Königs werden wollte.

Zwei Dinge hatte Mirabeau sich ausbedungen, als der Graf de la Marck im Namen des Königs ihn für den Hof anzuwerben suchte: eine Audienz bei der Königin und die Bezahlung seiner Schulden, nebst einer monatlichen Rente von hundert Louis'd'or.

„Ich bin bezahlt, aber nicht gekauft,“ sagte Mirabeau, als er die erste Rente empfing. „Die eine meiner Bedingungen ist nur erfüllt, aber was wird aus meiner zweiten?“

„Sie bestehen also noch immer darauf, bei der Königin eine Audienz zu haben?“ fragte La Marck.

„Ja, mein Freund, ich bestehe darauf,“ rief Mirabeau mit flammenden Augen. „Wenn ich für diese Monarchie kämpfen und sprechen soll, so muß ich Hochachtung vor ihr empfinden, wenn ich an die Möglichkeit glauben soll, sie wieder aufzurichten, so muß ich an ihre Lebensfähigkeit glauben, so muß ich sehen, daß ich es mit einem tapfern, entschlossenen, edlen Manne zu thun habe. Der eigentliche und wirkliche König aber hier, das ist Marie Antoinette, und nur ein Mann ist in der ganzen Umgebung Ludwigs des Sechszehnten, das ist seine Gemahlin. Ich muß sie sprechen, um zu hören und zu sehen, ob sie es werth ist, daß ich für sie mein Leben, meine Ehre, meine Popularität wage. Wenn sie wirklich die Heldin ist, für welche ich sie halte, so werden wir Beide vereint die Monarchie retten und den Thron Ludwigs des Sechszehnten, dessen König Marie Antoinette ist! Der Moment wird bald gekommen sein, wo man versuchen muß, was eine Frau und ein Kind zu Pferde für eine Wirkung üben, und ob die Tochter Maria Theresia's mit dem Dauphin im Arm nicht die Herzen der Franzosen ebenso zu begeistern vermag, wie ihre große Mutter einst die Ungarn begeisterte.“²

„Sie glauben also wirklich die Gefahr so groß,“ fragte La Marck, „daß man zu den äußersten heroischen Mitteln seine Zuflucht nehmen muß?“

Mirabeau faßte mit einer heftigen Bewegung seinen Arm und ein Ausdruck von feierlichem Ernst war in seinem Löwengesicht.

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte er, „und ich füge hinzu: die Gefahr ist so groß, daß, wenn man nicht bald und auf heroische Art ihr entgegentritt, sie nicht mehr zu überwinden sein wird. Es giebt für die Königin keine andere Sicherheit, als durch die Wiederherstellung der königlichen Autorität. Ich glaube von ihr, daß sie kein Leben begehrt, ohne ihre Krone, und ich bin ganz gewiß, daß, um ihr Leben zu erhalten, sie vor allen Dingen ihre Krone erhalten muß. Und dazu will ich ihr helfen und ihr beistehen: Und dazu muß ich die Königin selber sprechen und eine Audienz bei ihr haben.“[†]

Und Mirabeau, der Triumphator der Revolution, hatte seine Audienz bei Marie Antoinette, dem sterbenden Fehder der Monarchie.

Am 3. Juli 1790 fand in dem Park von St. Cloud diese Zusammenkunft der Königin und Mirabeau's statt. Geheimniß und Schweigen umgab sie, und mit der äußersten Vorsicht hatte man alle Mittel angewandt, um Niemandem, außer den wenigen Vertrauten, das

² Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Marie Antoinette et sa famille. Par M. de Lescure, p. 478.

[†] Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Comte de la Marck; Mirabeau. Vol. III. p. 80.

ahnen zu lassen, was sich auf diesem abgelegenen, von hohem Gebüsch umgebenen Rasenplatz von St. Cloud begab.

Eine Bank von weißem Marmor, welche hohes Oleander- und Larusgebüsch umgab, stand an der Seite dieses Rasenplatzes. Sie war der Thronstuhl, auf welchem Marie Antoinette die Huldigung ihres neuen Ritters empfangen sollte.

Mirabeau hatte sich schon am Tage vorher von Paris nach dem Landgute seiner Nichte, der Marquise von Aragan, begeben. Dort brachte er die Nacht zu und vor dort ging er am nächsten Morgen zu Fuß, begleitet von seinem Neffen, Herrn von Saillant, nach dem Park von St. Cloud.

An der hintern Pforte des Parks, welchen man für den geheimnißvollen Besuch hatte öffnen lassen, verabschiedete Mirabeau seinen Begleiter und reichte ihm seine Hand dar.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, und seine Stimme, welche so oft mit ihrem Donner die Fenster des Sitzungssaales erbeben gemacht, war jetzt weich und zitternd, „ich weiß nicht, welche fürchterliche Ahnung mich auf einmal beschleicht, und welche seltsame Geister da auf einmal in mir flüstern und flagen: Kehre um, Mirabeau, kehre um! Tritt nicht über die Schwelle dieser Thüre, denn Du trittst damit in Dein offenes Grab!“

„Folgen Sie dieser Stimme, mein Oheim, noch ist es Zeit,“ bat Herr von Saillant. „Mir ergeht es wie Ihnen! Auch ich habe ein banges, angstvolles Gefühl!“

„Sollte man mir hier Schlingen gelegt haben?“ murmelte Mirabeau gedankenvoll vor sich hin. „Sie sind zu Allem fähig, diese entarteten Bourbonen! Wer weiß, ob sie mich nicht hieher geladen, um mich gefangen zu nehmen, und mich, den sie für ihren gefährlichsten Feind halten, in irgend einem ihrer Dubletten, ihrer unterirdischen Gefängnisse, zu begraben.“ „Mein Freund,“ fuhr er hastig fort, „erwarte mich hier, und wenn ich in zwei, drei Stunden nicht zurückkehre, dann eile nach Paris, dann begiebt Dich in die National-Versammlung und künde ihnen dort an, daß Mirabeau, gerührt von dem Anstrich der Königin, sich nach St. Cloud begeben habe, und daß man ihn dort gefangen halte.“

„Ich werde es thun, mein Oheim,“ sagte der Marquis, „aber ich glaube nicht an solches Wagniß und auch nicht an solchen Verrath der Königin oder ihres Gemahls. Sie wissen es Beide, daß sie ohne Mirabeau sicher verloren sind, und daß nur Er vielleicht noch im Stande ist, sie zu retten. Ich fürchte ganz etwas Anderes.“

„Und was fürchtest Du denn?“

„Ich fürchte Ihre Feinde in der National-Versammlung,“ sagte Herr von Saillant leise und beinahe ängstlich. „Ich fürchte diese enragirten Republikaner, welche Ihnen mißtrauen, seit sie neulich auf der Tri-

büne für das Königthum und die Monarchie das Wort genommen, seit Sie sogar gewagt haben, die Königin persönlich gegen die wüthenden und gemeinen Angriffe zu verteidigen, welche Marat in seinem Journal „Ami du peuple“ gegen Marie Antoinette geschleudert.“

„Es ist wahr,“ sagte Mirabeau lächelnd, „sie mißtrauen mir seitdem, diese enragirten Republikaner, und man sagte mir, daß Pétion, dieser Republikaner von Stahl und Eisen, sich am Schluffe meiner Rede an Danton, welcher neben ihm saß, gewendet und gesagt habe: „Dieser Mirabeau ist eine Gefahr für die Freiheit, denn es fließt in den Adern des Volkstribunen noch allzuviel von dem Blute des Grafen.“ Danton hat ihm darauf lachend erwidert: „In diesem Falle muß man dem Volkstribunen das gräßliche Blut abzapfen, damit er von seiner reactionären Krankheit curirt werde oder daran sterbe!“

„Und als man Marat gesagt, mein Oheim, daß Sie mit Entrüstung und Verachtung von seinen Angriffen auf die Königin gesprochen, da hat er drohend die Faust erhoben und geschrien: „Mirabeau ist ein Verräther, der unsere junge Freiheit an die Monarchie verkaufen möchte. Aber es wird ihm ergehen, wie dem Judas, welcher den Heiland verkaufte. Er wird es mit seinem eigenen Tode büßen, denn wenn wir ihn auf einer Verrätherei ertappen, werden wir für ihn das thun, was Judas für sich selber that. Dieser Mirabeau Judas möge sich also in Acht nehmen.“

„Und nun meinst Du, daß diese widerlich, kleine Kröte Marat mich aufhängen wird?“ fragte Mirabeau mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ich meine, daß sie Ihnen nachspüren,“ flüsterte Herr von Saillant. „Ich meine, daß ich gestern Abend in der Nähe unserer Villa zweien verummten Männern begegnete, von denen ich schwören möchte, daß sie Marat und Pétion waren, und daß ich auf unserm Wege hierher zwei Mal, als ich mich umblickte, dieselben verummten Gestalten gesehen habe, welche uns folgten.“

„Mögen sie es,“ sagte Mirabeau, sich höher aufrichtend und mit stolzen Blicken um sich schauend. „Der Löwe fürchtet das widrige Insect nicht, das ihn umschwirrt, er schüttelt es fort mit seiner machtvollen Mähne, oder zerdrückt es mit einem einzigen Griff seiner Tazze. So fürchtet auch Mirabeau solche Insecten wie Marat und Pétion nicht, sie mögen sich vielmehr vor ihm hüten! Ich werde sie unter meine Füße treten, das ist Alles! Und jetzt, mein theurer Neffe, lebe wohl, und erwarte mich hier!“

Er nickte dem Marquis freundlich zu und überschritt die Schwelle und trat ein in den Park, von dessen Eingangspforte der Horn des Volkes jetzt längst schon die Inschrift: „De par la Reine“ entfernt hatte, und welcher nur noch durch den Willen der Nation dem König verblieben war.

Mirabeau eilte leichten Schrittes, bewegter Seele die Allee hinauf, und wieder war es ihm, als flüsteren bange Stimmen in seinem Innern: „Kehre um, Mirabeau, kehre um, denn mit jedem Schritte vorwärts steigt Du tiefer hinunter in Dein Grab.“ Mirabeau blieb stehen und trocknete sich mit dem Batist-Taschentuch den kalten Schweiß ab, der in dicken Tropfen auf seiner Stirne stand.

„Es ist eine Thorheit,“ sagte er, „eine rechte Thorheit. Wahrhaftig, ich bin empfindsam wie ein junges Mädchen, welches seinem ersten Rendezvous entgegen geht. Schäm Dich, Mirabeau, und sei ein Mann!“

Er schüttelte sein Haupt, als wolle er die schlimmen Ahnungen von demselben verschrecken, und eilte rascher vorwärts, dem Grafen de la Marck entgegen, der von dort an der Biegung der Allee erschien.

„Die Königin ist schon hier und sie erwartet Sie, Mirabeau,“ sagte der Marquis mit einem leisen Vorwurf in seiner Stimme.

Mirabeau zuckte nur die Achseln, ohne zu antworten, und schritt rascher vorwärts. Jetzt öffnete sich vor ihnen ein kleiner, von hohem Gebüsch umgebener Rasenplatz, und auf der Bank drüben auf der andern Seite des Platzes diese Frau in dem weißen, schlichten Gewande, den Strohhut am Arm, das Haar mit einer schwarzen Spitze verhüllt, — diese Frau, das war die Königin Marie Antoinette.

Mirabeau blieb stehen und seine großen, glühenden Augen besteteten sich lange auf sie, und als er sich dann seinem Freunde zuwandte, war sein Gesicht blaß und tiefbewegt.

„Mein Freund,“ murmelte er, „ich weiß nicht, mir ist seltsam zu Muthe! Ich habe nicht geweint seit dem Tage, an welchem mein Vater mich aus dem Hause unserer Väter fortjagte und mir seinen Fluch nachdonnerte, aber indem ich jene Frau dort anschauete, möchte ich weinen, und ein unaussprechliches Mitleid ergaßt meine Seele!“

Auch die Königin hatte ihn gesehen, auch sie war erblaßt, und in sich erbebend wandte sie sich an den König, welcher, halb von dem Gebüsch verborgen, hinter ihr stand.

„Da ist der fürchterliche Mann,“ sagte Marie Antoinette zitternd. „Mein Gott, ein Schauer des Entsetzens rieselt durch alle meine Adern, und wenn ich dies Ungeheuer nur ansehe, habe ich ein Gefühl, als müßte ich krank werden vor Abscheu.“^{*}

„Muth, meine theure Marie, Muth,“ flüsterte der König. „Bedenken Sie, daß das Wohl unserer Zukunft, unserer Kinder von dieser Unterredung vielleicht abhängt. Sehen Sie, er schreiet schon heran. Empfangen Sie ihn gut, Marie. Ich ziehe mich zurück, denn Sie sollen allein die Ehre dieses Tages haben,

* Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Madame de Campan, II.

und die Monarchie hat in Ihnen ihre schönste Vertreterin.“

„Aber bleiben Sie wenigstens so nahe, Sire, daß Sie mich hören können, wenn ich um Hülfe rufe,“ murmelte Marie Antoinette.

Der König lächelte. „Fürchten Sie nichts, Marie,“ sagte er, „glauben Sie nur, daß für Mirabeau die Gefahr größer ist, als für Sie. Nicht Uns, sondern ihn wird man einen Verbrecher nennen, wenn es bekannt wird, daß Mirabeau hier zu Uns gekommen. Ich ziehe mich zurück, denn da ist Mirabeau.“

Und der König trat zurück in das Dickicht, während Mirabeau jetzt mit einer tiefen Verneigung unsern von der Königin stehen blieb.

Marie Antoinette erhob sich von ihrem Marmorstuhle. Sie war in diesem Augenblicke nicht die Königin, welche Audienz erteilt, sondern die beängstigte Frau, welche einer Gefahr entgegen schreitet und sie mit Höflichkeit und mit Lächeln befänstigen möchte.

„Treten Sie näher, Herr Graf,“ sagte Marie Antoinette, immer noch stehend. Aber während er dann sich ihr näherte, sank die Königin langsam wieder auf ihren Sitz nieder, und hob mit einem fast schüchternen Blick ihre Augen zu Mirabeau auf, der ihr jetzt nicht mehr ganz wie ein Ungeheuer erschien, denn seine Miene war bewegt und seine Augen, die man ihr als so furchtbar geschildert, hatten einen sanften, ehrerbietigen Ausdruck.

„Herr Graf,“ sagte die Königin, und ihre Stimme zitterte ein wenig, „Herr Graf, wenn ich mich einem gewöhnlichen Feinde gegenüber befände, einem Manne, welcher den Untergang der Monarchie erstrebte, ohne einzusehen, von welchem Nutzen sie für ein großes Volk ist, so würde ich in diesem Moment einen sehr ungeeigneten und nutzlosen Schritt thun. Aber wenn man mit einem Mirabeau spricht, so steht man außer den gewöhnlichen Berechnungen der Klugheit, und trägt ihm mit der Bewunderung zugleich die Hoffnung auf seine Hülfe entgegen.“*

„Madame,“ rief Mirabeau bewegt, „ich bin nicht hierher gekommen als Ihr Feind, sondern als Ihr ergebener Diener, der bereit ist, sein Leben freudig hinzugeben, wenn er der Monarchie und seinem Vaterlande dadurch nützen kann.“

„Sie glauben also auch, daß es eine Lebens-, oder wenn Sie wollen eine Todesfrage ist, die zwischen dem französischen Volk und der Monarchie zur Entscheidung kommen soll?“ fragte die Königin traurig.

„Ja, ich bin davon überzeugt,“ erwiderte Mirabeau. „Aber ich hoffe noch, daß wir die Frage zu Gunsten der Monarchie beantworten können, voraus-

* Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Marie Antoinette et sa famille. Par M. de Lescaur. S. 484.

gesetzt, daß man zur rechten Zeit die rechten Mittel anwendet.“

„Und welches sind nach Ihrer Ansicht die rechten Mittel, Herr Graf?“

Mirabeau lächelte und blickte staunend und überrascht in das edle Angesicht der Königin, welche mit so ruhiger Gelassenheit in eine kurze Frage zusammenfaßte, was seit Jahren die größten Denker und Politiker um eine Antwort verlegen machte.

„Wollen Ew. Majestät mir gnädigst verzeihen, wenn ich um die Erlaubniß bitte, bevor ich antworte, an meine Erhabene Königin gleichfalls eine Frage richten zu dürfen?“

„Fragen Sie, Herr Graf,“ erwiderte Marie Antoinette mit einem anmuthigen Neigen ihres Hauptes.

„Nun, Madame, dies ist meine Frage: beabsichtigen und erstreben Ew. Majestät die Wiederherstellung des alten Regiments, und halten Sie es für möglich, den Wagen der Weltgeschichte und der Politik rückwärts zu rollen?“

„Sie haben in Ihrer Frage sogleich die Antwort gegeben,“ seufzte Marie Antoinette traurig. „Es ist unmöglich, aus den Trümmern dasselbe Gebäude wieder herzustellen. Man muß sich schon begnügen, wenn man aus dem Tempel ein Haus sich aufrichten kann, in welchem es sich leidlich wohnen läßt.“

„Ach, Majestät,“ rief Mirabeau begeistert, „diese Antwort ist wie der erste Sonnenblick, welcher die schweren Gewitterwolken durchbricht! Man ahnt den neuen Tag und man begrüßt ihn mit Entzücken! Nachdem ich diese herrliche Antwort Ew. Majestät empfangen, blicke ich getrost auf und die Gewitterwolken erschrecken mich nun nicht mehr, denn ich weiß, daß sie vorüber gehen werden. Das heißt, wenn wir die rechten Mittel anwenden.“

„Und ich wiederhole nun meine Frage, Herr Graf, welches sind nach Ihrer Ansicht die rechten Mittel?“

„Vor allen Dingen zuerst die Erkenntniß, was Noth thut,“ erwiderte Mirabeau, „und dann der freudige und redliche Wille, das zu thun, was man als nothwendig erkannt hat.“

„So sagen Sie mir, was das ist, was Noth thut?“

Mirabeau verneigte sich und dann begann er zu sprechen, ihr in seiner klaren, scharfen Weise, die zugleich so voll Energie war, die Lage Frankreichs, die Stellung der verschiedenen politischen Parteien gegen einander und gegen den Hof und den Thron auseinander zu setzen. In einzelnen, scharfen, Zügen charakterisirte er ihr die Chefs der politischen Clubs, die Führer der Parteien in der National-Versammlung und sprach von den gefährlichen Zielen, welche die Demagogen, die Männer der äußersten Linken, anstrebten. Er sprach voll zarter Schonung das Wort Republikaner nicht aus, aber er ließ es die Königin verstehen, daß der Umsturz der Monarchie, des Thrones, die Vernichtung und Aus-

der königlichen Familie der letzte Zielpunkt aller Bestrebungen dieser wüthenden Redner und Führer der äußersten Linken sei.

Die Königin hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit und doch mit würdevoller Fassung zugehört, und das ernste, gedankenvolle Anblicken ihrer großen Augen hatte Mirabeau immer mehr durchglüht und begeistert, daß seine Rede wie ein Feuerstrom von seinen Lippen floß, und ihn selber entflammte und mit neuer Hoffnung erfüllte.

„Es wird noch Alles gut werden,“ rief er zum Schluß, „es wird uns gelingen, die unterirdischen Mächte, welche den Thron Ew. Majestät untergraben wollen, zu bekämpfen, die unheilvollen Werkzeuge der Zerstörung den Händen Ihrer Feinde zu entwinden. Ich werde dazu all' meine Kraft, all' meine Beredsamkeit anwenden. Ich werde mich den Unternehmungen der Demagogen entgegensehen, ich werde als ihr offener Gegner auftreten und mit Eifer der Monarchie dienen, indem ich mich solcher Mittel und Hülfquellen bediene, welche der allgemeinen Aufregung der Gemüther angemessen sind, sie nicht beängstigen und erschrecken, als wolle man ihnen die Freiheit und die Selbstregierung verkürzen, und doch das Ansehen und die Macht der Monarchie wieder aufstehen.“

„Sie sind also mit ehlichem und aufrichtigem Herzen der Unsere?“ fragte Marie Antoinette fast bittend. „Sie wollen uns dienen und beistehen mit Ihrem Rath und Ihrer Hülfe?“

Mirabeau begegnete ihren fragenden, forschenden und angstvollen Blicken mit einem strahlenden Lächeln, einem edlen und zuversichtlichen Ausdruck seines Angesichts.

„Madame,“ sagte er mit seiner schönen, klavervollen Stimme, „Madame, ich habe die monarchischen Prinzipien vertheidigt, als ich von dem Hofe nur seine Schwäche sah, als ich, da ich weder die Seele, noch die Gedanken der Tochter Maria Theresia's kannte, noch nicht wußte, daß ich auf solche erhabene Vermittlerin rechnen durfte. Ich habe gekämpft für die Rechte des Thrones, als man mir nur mißtraute, als die verleumderrische Bosheit jeden meiner Schritte verdächtigte, und für einen Hinterhalt erklärte. Ich habe der Monarchie gedient, selbst damals, als ich wußte, daß ich von meinem zwar gerechten, aber getäuschten Könige weder Wohlthaten, noch Belohnungen empfangen würde. Was werde ich jetzt thun, da das Vertrauen meinen Muth belebt, da die Dankbarkeit aus meinen Prinzipien meine Pflichten gemacht hat? — Ich werde sein und bleiben, was ich immer gewesen bin: der Vertheidiger der Monarchie, welche aber durch Geseze geregelt ist, der Apostel der Freiheit, welche durch die Monarchie garantirt ist.“*

* Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Mémoires du Comte de Mirabeau. III. 290.

„Ich glaube Ihnen, Herr Graf,“ rief Marie Antoinette bewegt, „Sie werden uns mit Treue und Eifer dienen, und mit Ihrer Hülfe kann noch Alles gut werden. Ich verspreche Ihnen, daß wir Ihren Rathschlägen folgen, und in Uebereinstimmung mit Ihnen handeln wollen. Sie werden sich mit dem Könige selbst in Verbindung setzen, Sie werden mit ihm das Nöthige verabreden und ihm rathen, was zunächst zu seinem Wohle und zum Wohle des Volkes nothwendig ist.“

„Madame,“ sagte Mirabeau, „ich wage, dies schon jetzt Ihnen zu sagen. Das Nothwendigste ist, daß der königliche Hof auf einige Zeit Paris verlasse!“

„Daß wir fliehen?“ fragte Marie Antoinette hastig.

„Nicht fliehen, aber sich entfernen,“ erwiderte Mirabeau. „Das aufgeregte Volk bedroht die Monarchie, darum muß sich das bedrohte Königthum so lange verbergen und unsichtbar machen, bis das Volk wieder zum Gefühle seiner Pflicht und Ergebenheit zurückgekehrt ist. Darum sage ich nicht, der königliche Hof muß fliehen, sondern ich sage nur, er muß Paris verlassen, denn Paris ist der Heerd der Revolution! Der königliche Hof muß so schnell als möglich sich zurückziehen bis an die Grenzen Frankreichs! Dort muß er eine Armee unter dem Befehl irgend eines treuen Generals um sich versammeln, und mit dieser Armee gegen die auführerische Hauptstadt marschiren, zu welcher ich Ihnen die Wege ebne, die Thore öffnen werde!“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, ich danke Ihnen!“ rief Marie Antoinette, indem sie aufstand. „Jetzt zweifle ich nicht mehr an der Zukunft, denn meine Gedanken sind sich mit denen des größten Staatsmannes begegnet! Auch ich bin überzeugt, daß der königliche Hof Paris verlassen, daß er sich zurückziehen muß, um neuen Demüthigungen zu entgehen, und daß er nur im Glanze seiner Macht, mit einer Armee zurückkehren darf, um den Rebellen Furcht einzujagen, und den Jaghaften, den Getreuen Muth einzusüßen! Oh, Sie werden das Alles dem Könige sagen, Sie werden ihm die Entfernung von Paris als ein Rettungsmittel nicht bloß für die Monarchie, sondern auch für das Volk zeigen! Ihre Worte werden den edelsten, den besten der Monarchen überzeugen, er wird Ihren Rathschlägen folgen, und Dank Ihnen, werden wir nicht allein, sondern wird die Monarchie gerettet sein! Gehen Sie nun an das Werk, Herr Graf! Seien Sie für uns thätig, wenden Sie Ihren unermesslichen Einfluß auf die Gemüther zum Wohl Ihres Königs und Ihrer Königin an, und seien Sie überzeugt, daß wir Ihnen, so lange wir leben, dankbar sein werden! Leben Sie wohl, und seien Sie eingedenk, daß meine Blicke allen Ihren Schritten folgen, und meine Ohren hören werden auf jedes Wort, welches Mirabeau in der National-Versammlung spricht. Leben Sie wohl!“